

# Der Perspektivismus der Gattung

Gattungstheorie und Diskursanalyse

Wielands *Aristipp* und Tiecks *Aufbruch in den Cevennen*

---

RALF SIMON

## I.

Die neuere Geschichte der Gattung lässt sich einem einfachen Narrativ unterstellen. Das feste Modell der poetischen Gattungen, das Regeln, Stillagen, Thematiken, Kommunikationsmodelle und Traditionsbezüge in ein reguliertes System einstellte, wurde im Verlauf des 18. Jahrhunderts zunehmend verflüssigt. Die Gattungen verloren ihre unmittelbare generative Kraft und wurden zu Bestimmungsmomenten im ästhetischen Prozess. Peter Szondi beschrieb die Adjektivierung der Gattungsbegriffe<sup>1</sup> als eine Triebkraft in diesem Prozess. Wenn Schiller keine Idyllen schreibt, aber das Idyllische als Empfindungsweise dem poetischen Diskurs eingliedert, dann wird die vormalige Gattung zu einem anthropologischen Fundament in einer gleichzeitig funktional flexibilisierten Anthropologie.<sup>2</sup>

---

**1** | Vgl. den Begriff »Adjektivierung der Gattungsbegriffe« in: Peter Szondi: Poetik und Geschichtsphilosophie II. Von der normativen zur spekulativen Gattungspoetik. Schellings Gattungspoetik. Frankfurt/Main 1974, S. 146. Der Gedanke wird in Szondis Ausführungen in mehreren Anläufen formuliert, so spricht er von der Umfunktionierung der Dichtarten in Adjektive und Töne (S. 138) oder von adjektivischen Begriffen, die von den Dichtarten abgezogen worden seien (S. 123). Insgesamt verfolgt Szondis Argumentation ein doppeltes Ziel: Einerseits entwickelt er eine Poetik des romantischen Romans (S. 150), andererseits rekonstruiert er Hölderlins Lehre von den Tönen (S. 152ff.).

**2** | »Anthropologie« ist hier im historischen Sinne verstanden: Im 18. Jahrhundert hat der Terminus das Problem einer Vermittlung des Descart'schen Zweisubstanzdualismus benannt. Der Roman hat in seiner gattungsgeschichtlichen Evolution diese Debatte übernommen; er diente als ihr Reflexionsmedium. Dass sich in der Gattungsdefinition des Romans die definierenden Einheiten auflösten und verflüssigten, dass sie zu Tönen und Empfindungsweisen wurden, ist ein direkter Reflex der philosophischen Vermittlungsprobleme. Vgl. zusammenfassend zur Anthropologiedebatte des 18. Jahrhun-

Entsprechend wird von Klopstock über Herder bis zu Hölderlin ein erneut Systembildungen unterstellter Wechsel der Töne<sup>3</sup> als Verfahrensweise des poetischen Geistes deklariert. Es ist wohl der Roman, der das Medium dieser Verflüssigung der Begriffe und ihrer gleichzeitigen Anthropologisierung abgibt. Stärker noch: Der Roman avanciert im 18. Jahrhundert zu dem Ort, an dem die Evolution der Gattungspoetik sowohl ablesbar ist als auch reflektiert wird. Friedrich Schlegel und Novalis deuten ihn konsequent als Reflexionsmedium der poetischen Artikulation und machen ihn zum Ort ihrer Theorie der Undarstellbarkeit des Absoluten.<sup>4</sup> Der Roman kann dies sein, weil er als offene Form die Verbindung der zu Empfindungsweisen geronnenen Gattungsbegriffe geworden ist. Er artikuliert das Idyllische, Satirische, Epische, Lyrische und Dramatische, wird also zu einem vielstimmigen poetischen Gesamtkörper aller dieser Habitus, stellt sie aber nicht als fixe Positionen dar, sondern analog dem Schweben der Einbildungskraft<sup>5</sup> in Fichtes philosophischer und Novalis' poetischer *Wissenschaftslehre* als Reflexionsvorgang. Der Roman wird zu einem rekursiven System, zu einer Form, die ihre Offenheit durch Anwendung der Elemente auf sich selbst<sup>6</sup> wiederum schließt und so eine innere Unendlichkeit erzeugt. Dieser Begriff der Gattung, der der Sache nach ab 1750, zuerst im Tönewechsel von Klopstocks *Messias* und in Herders theoretischen Schriften durchgeführt wurde, hat sich bis weit ins 19. Jahrhundert gehalten. Erst die fortgeschrittenere Moderne sprengte auch diese Form durch einen gattungstheoretischen Ikonoklasmus, der die Einheit des Werkbegriffs selbst in Frage stellte. Im 20. Jahrhundert hat die Situation des ästhetischen Nominalismus<sup>7</sup> die Gattungen zwar nicht zerstören können, aber sie wurden in eine permanente Reflexion gezwungen, in der

---

derts Wolfgang Riedel: »Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 6. Sonderheft (1994), S. 93–157.

**3** | Vgl. zu Herders Theorie der Töne die Bemerkungen in Ralf Simon: *Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder*. Hamburg 1998, S. 198–220. Klopstock entwickelt in seiner Metrik eine Theorie der Töne, vgl. Friedrich Klopstock: *Gedanken über die Natur der Poesie*. Hg. v. Winfried Menninghaus. Frankfurt/Main 1989, S. 126–152. Hölderlins Theorie der Töne ist in der Hölderlinforschung ein vieldiskutierter und kontroverser Gegenstand; eine Dokumentation würde die Fußnote sprengen.

**4** | Vgl. Winfried Menninghaus: *Unendliche Verdopplung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion*. Frankfurt/Main 1987.

**5** | Vgl. zum Begriff des Schwebens: ebd., S. 132ff.

**6** | Aus dieser Perspektive entdeckt sich Klaus W. Hempfers (*Gattungstheorie*. München 1973) Vorschlag, die poetischen Gattungen aus der Logik eines Komponentenmodells zu denken, als Nachfolgemodell der Frühromantik.

**7** | Den von Croce stammenden Begriff des ästhetischen Nominalismus nimmt Theodor W. Adorno auf, vgl. *Ästhetische Theorie*. 5. Aufl. Frankfurt/Main 1981, S. 456 u.ö. (s. Nachweise im Sachregister).

sie sich aus dem Bezug ihrer grundsätzlichen Infragestellung heraus zu exponieren hatten.

Blickt man auf die gegenwärtige Literatur, so wird man das durchaus intakte Funktionieren der großen Gattungsbegriffe wie Roman, Drama oder Lyrik beobachten können, gleichzeitig aber eine interne Fragmentarisierung zu konstatieren haben. Die Schreibweisen haben sich von den Gattungsbegriffen und den ihnen verbundenen semantischen Solidaritäten gelöst, so dass eine textinterne Reflexion von Gattungsbestimmungen kein generell konstituierendes Element mehr ist. Analog ist in der Literaturwissenschaft zu beobachten, dass jene Ebene mittlerer Allgemeinheit zwischen *langue* und *parole*, welche die der Gattung ist,<sup>8</sup> durch ein anderes Modell – das des Diskurses – abgelöst wurde.

Versteht man die literarischen Gattungen als Filter zwischen *langue* und *parole*, dann steuern sie die Regularitäten der sprachlichen Performanz auf einer Ebene, die zwar derjenigen der Diskurse vergleichbar ist, diesen aber in der Struktur der Formierung widerspricht. Kittlers Aufschreibesysteme<sup>9</sup> streiten ebenso wie Links Kollektivsymboliken<sup>10</sup> oder Foucaults Diskurse<sup>11</sup> um den Ort, der in der Rede über die poetischen Texte einst von den Gattungsbegriffen in Anspruch genommen wurde. Mit dem Blick auf die gegenwärtige Literaturwissenschaft kann man vielleicht sagen, dass die Diskurstheorie dabei ist, die Gattungstheorie beerben zu wollen.

Die durch Foucault geprägte Diskursanalyse hat eine diskursive Macht erlangt, die es wert wäre, selbst einer ideologiekritischen Analyse unterzogen zu werden. Diskurse werden durch Macht zusammengehalten, ihre Dispositive verbinden Heterogenes allein durch die Inklusionsmechanik der Institutionen und ihrer semantischen Zurüstungen.<sup>12</sup> Diskurse agie-

**8** | Vgl. die Idee einer mittleren Allgemeinheit als einer jeweils temporär geltenden Norm bei Eugenio Coseriu: Sprachkompetenz. Tübingen 1988, S. 266ff.

**9** | Friedrich A. Kittler: Aufschreibesysteme 1800/1900. 4. Aufl. München 2003.

**10** | Vgl. A. Drews, U. Gerhard u. J. Link: »Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (1985), 1. Sonderheft Forschungsreferate, S. 256–375, und F. Becker, U. Gerhard u. J. Link: »Moderne Kollektivsymbolik. Ein diskurstheoretisch orientierter Forschungsbericht mit Auswahlbibliographie (II)«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL), 22 (1997), S. 70–154.

**11** | Vgl. zusammenfassend die komplexe Begriffsbildung des Diskursbegriffes bei Foucault in: Clemens Kammler, Rolf Parr u. Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar 2008.

**12** | Es gäbe viele Stellen bei Foucault, die zur Stützung dieser These anzuführen wären. Hier soll auf seinen Aufsatz *Das Leben der infamen Menschen* (Berlin 2001) hingewiesen werden. Foucault bestimmt die Diskursivierung der Infamie aus einem Ensemble von Disparatheiten (S. 38ff.), die durch das Machtdispositiv der administrativen Registrierung zusammengebunden werden. Entsprechend wird der Literatur auch keine äs-

ren insofern auf einer der Gattung vergleichbaren Ebene der mittleren Abstraktion. Aber sie sind, ästhetisch betrachtet, das genaue Gegenteil von Gattungen. Fügen diese ihre Bestimmungen in den Immanenzzusammenhang des Ästhetischen ein, um durch interne Reflexion rekursiv gesteigerte Komplexität zu formieren, so funktionieren Diskurse geradezu dadurch, dass sie sich nicht durch formale Integration auszeichnen. Ihre Macht besteht in einer Unsichtbarkeit, die den Übergang zwischen ihren Elementen gerade nicht durch Thematik oder Form und nicht durch den Rhythmus der Sache selbst bindet. Somit kann behauptet werden, dass nichts ungeeigneter ist, um Kunstwerke zu analysieren, als Diskursanalyse im Sinne Foucaults. Vielleicht ist sie gerade deshalb so erfolgreich. Sie erlaubt, Dinge zu erkennen, für die die ästhetische Reflexion blind sein muss und sie vollzieht diese Erkenntnis unästhetisch. Wollte man sich an Adornos *Ästhetische Theorie* zurückerinnern, dann läge der Einwand gegen Diskursanalyse auf der Hand. Sie als Analyseinstrument in *aestheticis* zu benutzen, unterschlägt die gesellschaftskritische Formationskraft, die die Kunstwerke infolge ihrer eigenen inneren Durchbildung erlangen. Indem sich die Werke kraft innerer Reflexion jenseits des Identitätszwanges konstituieren, formieren sie ein Modell der monadologischen Integration, welches weder begrifflich subsumierend, noch machtidentifizierend verfährt, sondern vielmehr die Momente zueinander frei lässt, um der Form eine innere Dynamik zuzusprechen. In diesem Prozess einer anderen Synthesis ist die Ebene der Gattung ein in den Kunstwerken konstituierendes Moment, und sie ist es offenkundig auf einer Ebene, auf der sie hinsichtlich des Abstraktionsniveaus mit dem Diskursbegriff konkurriert.

Wie ist das Verhältnis von Gattungs- und Diskursbegriff zu denken? Schließt eine ästhetische Analyse, die die Vermitteltheit der kunstimmanenten Bestimmungen zu ihrem Apriori erhebt und den gesellschaftlichen Transfer erst denkt, wenn die innere Formation erkannt ist, eine diskursanalytische Reflexion aus? Auf der Ebene der theoretischen Konzeptbildung scheint eine solche Opposition zu bestehen. Es ist schwer denkbar, die Gattung als innerästhetisches Reflexionsmedium mit der die ästhetische Formation durchbrechenden Machtanalyse der Diskurstheorie vereinbaren zu wollen.

---

thetische Autonomie oder gar ein emanzipatorischer Einspruch zugestanden. Vielmehr gehört sie »zu diesem großen Zwangssystem, durch welches das Abendland den Alltag verpflichtet hat, in Diskurs zu gehen« (S. 47). Moderne Literatur bestimmt sich nach Foucault daraus, zunehmend das alltägliche Leben der infamen Leute darzustellen (S. 46). Es wird klar, dass dies eine inhaltliche Sicht auf die Literatur ist, die die Dimension der ästhetischen Reflexion unterschlägt. – Die Frage nach dem gesellschaftlichen und näherhin diskursstrategischen Ort der Literatur unterliegt in Foucaults Denkentwicklung einigen Wandlungen. Sie werden konzis dargestellt bei Martin Stingelin: »Nachwort. Foucault-Lektüren. Die Literatur im Denkraum der drei Dimensionen Wissen, Macht und Selbstverhältnis«, in: Michel Foucault: Schriften zur Literatur. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald. Frankfurt/Main 2003, S. 371–400.

Im Folgenden soll dennoch der Versuch unternommen werden, eine solche Konvergenz zu denken, zunächst nicht auf Theorieebene, sondern exegetisch. Als ein Musterbeispiel der Diskursanalyse kann die Aufarbeitung der Thematik des Partisanenkampfes in der Kleist'schen Dichtung gelten. Die Genres durchquerend wurde Kleist als Dichter des Partisanenkampfes entdeckt und lesbar gemacht.<sup>13</sup> Andere Zuschreibungen als die herkömmlichen gattungsdefinierenden von Drama, Novelle und Journalbeitrag haben im Werk Kleists einen Diskurs identifiziert, dessen Macht die ganze Struktur der ästhetischen Ideologie (Paul de Man) verkehrt hat. Nach dieser im weitesten Sinne diskursanalytischen Wende kann also nun die alte Frage in neuer Form gestellt werden: Gibt es einen gattungstheoretischen Zugang zum Komplex des Partisanenkampfes? Kann man über eine genuin formgeschichtlich angelegte Exegese eine Komplexität aufbauen, die jenseits einer abstrakten Opposition von innerästhetischer Reflexion und diskursanalytischer Machtdispositive zu argumentieren in der Lage ist?

Methodologisch sei nochmals betont, dass es im Folgenden nicht darum zu tun ist, eine abstrakte Opposition zwischen Diskurs und Gattung aufzubauen. Im Gegenteil, der Befund, dass sich Diskurs und Gattung auf derselben Abstraktionsebene in einer Konkurrenz befinden, soll der Anlass dafür sein, die Konvergenzmöglichkeiten zu bedenken. Da beide Einheiten theoretisch kaum vermittelbar zu sein scheinen, mag eine exegetische Debatte zunächst den Weg weisen.

Es geht also um eine Öffnung des Blicks, und ihr ist geschuldet, dass zunächst derjenige Text benannt wird, der stärker und radikaler als Kleists Dichtung eine Poetik des Partisanenkampfes durchdacht hat: Ludwig Tiecks 1820–1826 geschriebenes Romanfragment *Der Aufruhr in den Cevennen*. Sein Thema, der Partisanenkampf, soll zugleich als Poetik formuliert werden, indem sich diese als Weiterschreibung von Wielands *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen* (1800–1802) zeigt. Dass der Umschlag eines *Opus maximum* der humanistischen Aufklärung in die Partisanenliteratur über die Formbestimmung des Romans reflektiert werden kann, ist dem Perspektivismus der Gattung geschuldet. Das Argument wird lauten, dass es dieser Perspektivismus ist, der die Reformulierung der diskontinuierlichen Formation des Diskurses unter formästhetischen Prämissen ermöglicht.

---

**13** | Wolf Kittler: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege. Freiburg i.Br. 1987.

## II.

Wielands Spätwerk zieht formästhetisch eine souveräne Summe der Romanpoetik des 18. Jahrhunderts. *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*<sup>14</sup> nimmt mit dem Briefroman<sup>15</sup> nicht nur eine für das gerade abgelaufene Jahrhundert spezifische Formbestimmung auf. Er verhandelt zudem die zwei wesentlichen Themen des bürgerlichen Romans – Liebe und Berufsfindung aus dem Kontext einer Bildungsbestrebung heraus – in gebrochener und damit auch gattungspoetisch reflektierter Weise. Die Liebe wird durch den ironischen Kaltsinn<sup>16</sup> der Lais und durch die stoische Maxime der Gleichgültigkeit<sup>17</sup> seitens des *Aristipp* aus dem Handlungsapparat des Romans verbannt und zum Gegenstand der brieflichen Reflexion gemacht. Zugleich erübrigt sich die Berufsfindung des Helden infolge seiner saturierten wirtschaftlichen Verhältnisse, so dass er von vornherein Bildung als Müßiggang<sup>18</sup> versteht. So wird der Roman untypisch. Er ist nicht an der Privatheit der Gefühle, sondern an der Urbanität der Gesprächskultur interessiert; er reflektiert Liebe, statt sie zu zeigen; er raubt seinem Protagonisten den vitalen Impuls, sich seinen Ort in der Welt erobern zu müssen. Und er verhandelt als Reflexionsgegenstand die Begriffe des politischen Verhaltens, also thematisch dasjenige, was nach Blanckenburgs Romanpoetik als Handlungsraum Gegenstand des Epos gewesen ist.<sup>19</sup> So wird also die Differenz von Epos und Roman schon durch die gegenüber dem bürgerlichen Roman veränderte Thematik eingespielt, aber wiederum auf bürgerliche Weise, da die politischen Verhältnisse Gegenstand der Reflexion sind und nicht die Handlungsform eines heroischen Agenten der Polis oder der Nation. Da trotz der Handlungsgegenwart des sokratischen Athens das intellektuelle Ambiente eher das einer spätantiken Urbanität ist, entsteht ein Multiperspektivismus. Der den Mittelmeerraum bereisende *Aristipp* betreibt gewissermaßen eine Ethno-

**14** | Christoph Martin Wieland: *Aristipp und einige seiner Zeitgenossen*. Hg. v. Klaus Manger. München 1988.

**15** | Zur Frage des Briefromans und zur Poetik von Wielands letztem Roman vgl.: Klaus Manger: *Klassizismus und Aufklärung. Das Beispiel des späten Wieland*. Frankfurt/Main 1991.

**16** | *Aristipp* über Lais (24. Brief): »Ich weiß wohl, du wirst die stolze Ruhe, womit ich dich in der Welt herumschwärmen sehe, mit dem verhaßten Namen *Kaltsinn* belegen; aber ich hülle mich in meine Unschuld« (Wieland, *Aristipp* S. 147).

**17** | *Aristipp*: »Nicht als ob ich mich einer Gleichgültigkeit rühmen wolle, die mir im Grunde wenig Ehre machen würde; genug, Lais selbst scheint zu merken, daß sie an einen jungen Mann geraten ist, den Hermes mit dem berühmten Kräutchen *Moly*, das alle Bezauberung unkräftig macht, bewaffnet hat, und ich denke wir wollen noch sehr gute Freunde werden« (Wieland: *Aristipp* 94f.).

**18** | Vgl. zur Theorie des Müßigganges den 13. Brief (An Kleonidas), Wieland: *Aristipp*, S. 88ff.

**19** | Friedrich von Blanckenburg: *Versuch über den Roman*. Leipzig 1774.

logie des hellenistischen Inlandes.<sup>20</sup> Sein stoizistisch abgekühlter Blick erkennt in der Leidenschaft das Verderben und sammelt entsprechend einer flachen Theorie der Lebensweisheit die Typologie der durch Leidenschaft induzierten Verfehlungen ein. Da es stets die Übertreibung als solche ist, welche die humane Urbanität stört, wird ein emphatischer Begriff der Wahrheit preisgegeben. Es resultiert eine Toleranz, die jede Position gelten lässt, sofern sie sich nur in sich selbst bescheidet und der nachbarlichen Position denselben Raum lässt, den sie sich selbst zuspricht. Die Form des Briefromans reflektiert diese Pluralität der Stimmen, der verschiedenen Meinungen, der durch die Reisen erworbenen verschiedenen Standpunkte und Sitten, während zugleich die reine Form des Romans, Versammlung dieser Briefe zu sein, das Kontinuum des Gesprächs als besonnenes Medium des Ausgleichs darstellt.<sup>21</sup>

Wielands später Roman nutzt den beschriebenen Perspektivismus als Aufklärung. Formell durch die Briefform, gattungsgeschichtlich durch die Reflexion der Thematiken des Epos und des Romans und textsemantisch durch das Flachbleiben der weltanschaulichen Fragen gewinnt der *Aristipp* eine kaleidoskopartige Form, in der die Positionen in eine Äquidistanz zueinander geraten, in der sie sich quasi ästhetisch konstellieren. Als wäre Schillers Idee eines ästhetischen Staates real geworden, stehen die Reden und Weltanschauungen einander in einem freien Spiel gegenüber, zuhanden der Gesprächskultur des Romans, die hier als eine Form der Einbildungskraft fungiert, welche ihre Vermögen und Begriffe in den Zustand der gegenseitig nicht subsumierbaren Beobachtung überführt. Dass dieses Modell tatsächlich auch eines ist, das den politischen Idealen des Protagonisten entspricht, so dass die Form des perspektivisch gewordenen Romans der Form einer gesellschaftlichen Idealvorstellung korrespondiert, wird aus einem von Aristipp berichteten Gespräch mit einem Tyrannen deutlich:

Ich wollte weiter nichts damit sagen, als daß unumschränkte Gewalt immer mit Gefahr des Mißbrauchs verbunden ist, sie mag nun in den Händen eines Einzigen, oder eines

**20** | Als Entidealisierung der Antikenbegeisterung seiner Zeitgenossen deutet Jan Cölln Wielands Roman (Philologie und Roman. Zu Wielands erzählerischer Rekonstruktion griechischer Antike im »Aristipp«. Göttingen 1996). Die Asynchronien zwischen Hellas, römischer Urbanität, bürgerlichem Roman und Empfindsamkeitskritik zeigen diese skeptische Grundtendenz deutlich.

**21** | Genauer: Der Brief ist besonnener als die Rede, er ist im Vergleich zu ihr kein heißes Medium. Wieland reflektiert dies, als Aristipp für einen Moment in die Gefahr gerät, sich doch in Lais zu verlieben. Glücklicherweise sorgt allein die Zeit des Brieftransports und sodann die souveräne Ironie der schriftlichen Antwort für diejenige heilsame Abkühlung, welche dann statt unwillkommener, »heißer« Intimität (»Fieber«: Wieland: *Aristipp*, S. 185, Zeile 10) die kalte Kultur der gediegenen Sätze rettet. Durch diese Übertragung libidinöser Energien in eine Schrift, welche sich gegen die Kultur der Empfindsamkeit nicht aufheizt, wird Aristipp zum Schwärmer des Gesprächs (Wieland: *Aristipp*, S. 120f.).

Senats, oder eines ganzen Volkes sein. Alles kommt am Ende auf den Verstand und die sittliche Beschaffenheit des Regierers, vieles auf Zeit und Umstände, Stimmung, Laune und Einfluß des Augenblicks an. Einschränkungen helfen wenig oder nichts. Eine *höchste Gewalt* muß in jedem Staate sein, und die höchste Gewalt *läßt sich nicht* einschränken; denn dies könnte doch nur durch eine *noch höhere* geschehen, und in diesem Fall wäre *diese*, nicht jene, die höchste. Die Möglichkeit ihres Mißbrauchs bleibt also ein unvermeidliches Übel, weil sie ihren Grund in einem unheilbaren Gebrechen der Menschheit hat.<sup>22</sup>

Es wird in diesem Zitat deutlich, dass Wieland die Frage der Regierungsform letztendlich auf Anthropologie reduziert. Wenn jede Regierungsform durch Missbrauch korrumpierbar ist, dann liegen die Wurzeln des politischen Unheils in den »Gebrechen der Menschheit« und sind durch Herrschaftsformen, welcher Art auch immer, nie zu heilen.

Es ist unschwer zu sehen, dass diese Form des aufklärerischen Stoizismus den Keim ihrer eigenen negativen Dialektik schon in sich trägt. Eine humane Form des Zusammenlebens ist für Aristipp nur zwischen gleichermaßen gebildeten als auch durch Stoizismus bescheiden gewordenen, letztlich wahrheitsabstinenten Individuen möglich. Gelingt eine jede Regierungsform, sobald jeder gleichermaßen auf Leidenschaft, Wahrheit und Durchsetzung Verzicht tut, dann scheitert sie eben genau aus denselben Gründen, nämlich dann, wenn sich einer Wahrheit oder einer Leidenschaft nicht mehr ausweichen lässt. Die Dialektik des Anarchismus, dass in dem Moment, in dem jeder für sich frei ist und der gesellschaftliche Zusammenhang keine eigene Kategorie mehr ist, sich notwendig der Stärkere durchsetzt, liegt hier schon zugrunde.

Die Selbstbescheidung, in die sich Aristipp einübt, war in der *Geschichte des Agathon* noch mit der Notwendigkeit einer jugendlichen Verfehlung und also der konkreten Erfahrung der Leidenschaft verbunden. Wielands berühmtester Roman hat sich damit in ein Paradox gestellt. Die Selbstbescheidung, die resultieren sollte, brauchte die Erfahrung einer Überschreitung, um die humane Relevanz des Verzichts einsehen zu können. Im *Aristipp* versucht Wieland, seinen Helden ohne eine Leidenschaftserfahrung und ohne Negativität zum Weisen werden zu lassen. Das Plädoyer des Aristipp, politischen Organisationsfragen keinerlei Substantialität zugestehen zu wollen, führt aber geradewegs zu der absoluten Notwendigkeit politischer Organisation. Nur ein einziger Mensch, der eine unhintergehbare Erfahrung von Leidenschaft oder auch von Negativität zu machen hat, kann unter diesen Bedingungen eine Gemeinschaft sprengen, die ihre Soziabilität auf die Notwendigkeit einer anthropologisch temperierten Mittellage gründet.

Aus dieser Reflexion heraus wird klar, dass in Wielands *Aristipp* ein anderer Text latent und eine dunkle Möglichkeit vorhanden ist. Kann die Gemeinschaft der Kaltsinnigen und Gleichgültigen, der urbanen Ironiker

mit Traumatisierungen umgehen? Kann sie mit der Möglichkeit rechnen, dass der gute Wille selbst in seinem Kern erschüttert wird und zu einem schlechten Willen verdreht wird?

### III.

Gattungsgeschichte eröffnet die Möglichkeit, auf der Ebene der Sachgehalte ein Gesprächskontinuum zu entwickeln, welches jenseits realer Einflüsse belastbare Geltungsansprüche erheben kann. Es gibt keinen Hinweis darauf, dass Tieck Wielands Roman studiert habe oder dass er, selbst wenn er ihn gelesen hat, bei ihm Epoche machte oder dass er gar eine Matrize für den *Aufbruch in den Cevennen* gewesen sein könnte. Formtheoretisch und gattungsgeschichtlich lautet meine These, dass Tieck Wielands Roman noch einmal schreibt, aber vom archimedischen Punkt seiner vollkommenen Verkehrung her. Tieck benutzt denselben Perspektivismus – ein genuin aufklärerisches Formmoment –, um die Notwendigkeit zu begründen, dass jeder gute Wille in seinem Kern ein schlechter werden muss, wenn die gesellschaftliche Form des Bürgerkrieges total wird. Es sind dieselben Verfahrensweisen, die Wielands aufklärerischen Optimismus kennzeichnen und die ihn in seine Negation überführen, um den Partisanenkampf als den dunklen Text in der Utopie einer leidenschaftsbefreiten Urbanität lesbar zu machen.

Es lohnt sich, die ersten zehn Seiten von Tiecks Romans in ihren argumentativen Grundzügen zu vergegenwärtigen.<sup>23</sup> Handlungsort sind die südfranzösischen Cevennen und ihr Vorland; der Roman berichtet über die Religionskämpfe der französischen Staatsmacht gegen die Hugenotten infolge der Aufhebung des Toleranzediktes von Nantes. Beauvais, der Hausherr eines zwischen Stadt und Gebirge gelegenen Landgutes, befragt seinen Diener über den erwachsenen Sohn Edmund, während die kleine Tochter dazwischen spricht und von den Religionskämpfen berichtet: Eustach, der Kohlenbrenner, sei zu den Rebellen übergelaufen. Damit ist auf der ersten Seite des Textes sofort klar, dass die Frage des Krieges im Inneren der Familie erörtert wird, sie ist schon bei dem Kleinkind angekommen. Als Edmund eintrifft,<sup>24</sup> gerät er in einen erregten religionsphilosophischen Disput mit dem Vater. Schon der erste Wortwechsel führt direkt in das Thema. Beauvais hat es abgelehnt, eine Stelle in der Staatsverwaltung anzunehmen, weil ihn dies zur Partei innerhalb der allgemeinen Spionage gemacht hätte. Seine Formulierung, dass sich dies einem Bürger nicht zieme, stellt das staatliche Interesse in Opposition zum Begriff der bürgerlichen Verhaltensweisen.<sup>25</sup>

**23** | Zitate nach: Ludwig Tieck: *Der Aufbruch in den Cevennen*. In: ders.: *Romane, Werke* in vier Bänden. Hg. v. Marianne Thalmann. München 1966, Bd. 4.

**24** | Ebd., S. 10ff.

**25** | Ebd., S. 11.

Kaum dass der Text zwei Seiten vorangekommen ist, wird ein mit Wieland begründbarer Konnex von Republikanismus, bürgerlichem Roman und aufklärerischem Perspektivismus unterlaufen. Bürgerliche Kommunikation führt hier nicht in die liberale Urbanität. Edmund entgegnet auf die Rede des Vaters, dass die Souveränität des Staates über allem stehen muss; nur wenn man diese Souveränität aufrechterhält, kann man überhaupt in den politischen Zustand des Bürgers geraten.<sup>26</sup> Dieses Argument basiert auf der negativen Anthropologie der Staats-Vertrags-Lehre; es hat seinen Kern im Nachweis, dass nur die Souveränität des Staates den allgemeinen Bürgerkrieg verhindern kann.<sup>27</sup> Damit stehen sich schon im ersten Wortwechsel aporetisch die beiden Positionen gegenüber. In der einen Position verhindern die staatlichen Verhältnisse den Begriff der bürgerlichen Gesittetheit, in der anderen Position ist der Staat die *Conditio sine qua non* für den Begriff des Bürgerlichen. Evidenterweise befindet sich diese Auseinandersetzung in einer zirkulären Formation.

Die Grundstruktur der Auseinandersetzung wiederholt sich beim nächsten Gesprächsgegenstand, dem Verhältnis von Religion und Gefühl.<sup>28</sup> Edmund legt ein intensives Bekenntnis für die Geltung der alten Religion ab (gemeint ist der Katholizismus), während der Vater nur solche Menschen überhaupt für religionsfähig hält, welche die Schwärmerei sowohl auf Seiten der Katholiken wie auf Seiten der Reformierten hinter sich gelassen haben. Edmund versucht sodann, die Geltung des Katholizismus über das Argument der ununterbrochenen und lebendigen Überlieferung<sup>29</sup> zu formulieren, eine Überlieferung, die durch die Rebellen in der Gefahr steht, unterbrochen zu werden. Der Vater Beauvais bringt gegen dieses Argument der Sache nach Lessing in Anschlag: Das Christentum habe eine vielseitige Gestaltung, man dürfe diese Gestalten nicht zur Orthodoxie verfestigen; nur dieses Argument führe überhaupt zu der Möglichkeit, die Geschichte der institutionalisierten Religion erzählbar zu machen.<sup>30</sup>

**26** | Ebd.

**27** | Vgl. dazu bei Wieland das oben gegebene längere Zitat.

**28** | Tieck: Aufruhr, S. 12f.

**29** | Ebd., S. 14.

**30** | Ebd., S. 16–18. Lessing diskutiert das Verhältnis von Überlieferungsgeschichte und Glauben in vielen Texten, am prägnantesten aber vielleicht in *Axiomata, wenn es deren in dergleichen Dingen gibt* (1778). Dort wirft er insbesondere die Frage auf, ob die Überlieferung den Glauben begründet oder der Glaube die Überlieferung. Wäre die Überlieferung für den Glauben konstitutionsnotwendig – wie Lessing es als Position seinem Kontrahenten Goeze zuschreibt – dann wäre mit einer Unterbrechung der Überlieferung zugleich der Glaube gefährdet. Implizit kann Lessing seinem Gegner unterstellen, dass er *de facto* nicht an Gott glaubt, wenn er sich derart vom Vorhandensein der Quellengeschichte abhängig macht. Vgl. Gotthold Ephraim Lessing: Werke. Hg. v. Herbert G. Göpfert u.a. Bd. 1–8. München 1970–1979, Bd. 8, S. 144f. – Edmunds Position zu Beginn von Tiecks Roman hat Ähnlichkeiten mit Lessings Goeze.

Insgesamt ist dieses Gespräch für den ganzen Text idealtypisch. Es zeigt, dass der kriegerische Konflikt mitten durch die Familie geht. Es zitiert formell und ebenso inhaltlich durch die implizite Bezugnahme auf Lessing die große Gesprächs- und Argumentationskultur der Aufklärung, aber gegenaufklärerisch im Zustand der kommunikativen Aporetik. Damit wird zugleich die Form dieser Erzählung definiert. Es ist die Form von Wielands *Aristipp* und es ist die Form des polyphonen aufklärerischen Romans, die hier aber von der Polyphonie in die reine Widersprüchlichkeit geführt wird. Insofern sind diese ersten Seiten des Romans als poetologischer Prolog zu lesen.

Die Handlung beginnt mit dem Eintreten der Gäste<sup>31</sup> und der Erweiterung des Gesprächsziels. Erneut entsteht eine Szene der Aufklärung, eine Gemeinschaft der ein Thema Erörternden. Würde man hier nur die Oberfläche des Textes lesen, so könnte man im gastfreien Hause des Beauvais die Versammlung Wieland'scher Briefkorrespondenten entdecken. Aber die Szene dieser Toleranz des Gesprächs ist mehrfach gefährdet. Die nur mühsam verhinderte Stürmung des Hauses durch die Aufständischen findet im Innern des Hauses durch den sich später bestätigt findenden Verdacht das Pendant, es befänden sich unter den Gästen getarnte Aufrührer. So entsteht modellbildend für den Text der doppelte Verdacht, dass der Feind nicht nur außen, sondern auch innen sei.

Der Partisanenkrieg systematisiert diese *Struktur der Spaltung der Dichotomien*. Die Unterscheidung von Freund und Feind spaltet sich unendlich, so dass jeder Freund immer auch Feind sein kann. Später bekommen es die Religionskämpfer mit dem Problem zu tun, dass in ihrem Namen mordende Freischärler umherziehen,<sup>32</sup> gegen die die Aufständischen Polizeifunktion übernehmen müssen, um gegenüber der Staatsmacht die Anfangsunterscheidung zwischen legitimer Revolte und purem Mord aufrecht zu erhalten. Genau dies wird aber von der Staatsseite nicht mehr wahrgenommen,<sup>33</sup> so dass dort auf den Terror mit Gegenterror geantwortet wird, was wiederum den Aufständischen Legitimation verleiht. So dreht sich eine Spirale, in der die permanente Spaltung der Unterscheidungen vollzogen wird: Die legalistische Legitimität des Staates findet sich intern genauso korrumpiert wie die naturrechtliche Legitimität der Partisanen.

Tiecks Text berichtet die Aufspaltung der Dichotomien mit derselben Ruhe, mit der Wielands *Aristipp* seine temperierten Typologien der Leidenschaften anlegt. Wesentliche Teile des Tieck'schen Romans bestehen aus Lebensgeschichten, in denen berichtet wird, warum ein Akteur aus seiner bürgerlichen Existenz heraus in eine des Partisanen hineingeris-

**31** | Tieck: Aufruhr, S. 20.

**32** | Ebd., S. 94ff.

**33** | Vgl. das Motiv der systematischen Kriminalisierung des Kriegsgegners in der Logik des Partisanenkrieges: Carl Schmitt: Theorie des Partisanen. 5. Aufl. Berlin 2002, S. 35.

sen wurde. So erzählt die Geschichte von Abraham Mazel die Genese des Bürgerkrieges:<sup>34</sup> Nach der Aufhebung des Ediktes von Nantes gab es eine große Auswanderungsbewegung, die der Staat unter Verbot stellte, um den Verlust von Reichtum und Arbeitskraft zu beenden. Das Durchsetzen des Verbotes bei gleichzeitigem Religionsverbot hat die soziale Lage verschärft. Mazel gerät in religiöse Kreise, sieht Personen, die die Wundergabe haben und bekommt Kontakt zu den prophetischen Kindern.<sup>35</sup> Schon werden die Protestanten gefangen gesetzt; Mazel befreit mit einer Meute misshandelte Gefangene; bei dieser Befreiungsaktion bringt der für die Folter verantwortliche Abt sich selbst um.<sup>36</sup> Dieser Selbstmord des fanatischen Katholiken wird durch die verfälschende Propaganda als Mord, begangen durch Mazel, dargestellt. Dies war der Anfang des Bürgerkriegs. Erzähltypologisch sind diese Geschichten analog etwa zur Geschichte der Lais in Wielands *Aristipp* angelegt: Als Ergebnis von Charakterdisposition und prägenden Umständen wird eine Person exponiert und ihr Gewordensein diskursiv gerechtfertigt. Nur hier, bei Tieck, sind die Akteure durch die Umstände zu Mördern geworden.

Am deutlichsten werden die Verkehrungen bei den Kindern. In Wielands *Aristipp* kommen Kinder nicht vor, die Subjekte treten erst in den Roman ein, wenn sie zu mündigen Agenten des kultivierten Gespräches, also gewissermaßen gattungskonform geworden sind. In Tiecks Partisantenext sind die Kinder die Beweise für die Erweckung. Sie reden im Zustande der Prophezeiung dialektfreie Hochsprache und gelten als reine Medien des göttlichen Willens. Zugleich verkörpern sie aber in der Konsequenz der Aufspaltung der Dichotomien den Gipfel der Grausamkeit. Eine Szene berichtet von der bevorstehenden Folter eines zwölfjährigen Kindes.<sup>37</sup> Kaum dass der Leser sich über diese Ungeheuerlichkeit empört, lässt der Text das Kind ein dreistes Lächeln zeigen, in dem sich der brutale Kindersoldat offenbart.<sup>38</sup>

So geht der Terror des Partisanenkampfes an die Wurzel sowohl der Sprache (reines Französisch in der ekstatischen Prophezeiung) als auch der Individuation (Kindheit). Irritierend, aber letztendlich konsequent ist auch hier wiederum die Spaltung der Unterscheidungen. Indem nämlich die Sprache purifiziert wird und im Wunder ihre Reinheit erfährt, werden die Kinder zugleich zu Soldaten. Das eine (die Reinheit) ist das andere (das Morden) und diese Identifizierung findet am Ursprung (in den Kindern) statt – so tief hat sich die Unterscheidung von Freund und Feind zugleich in beide die Unterscheidung konstituierenden Relata hineinge-

**34** | Tieck: *Aufbruch*, S. 102ff.

**35** | Ebd., S. 105.

**36** | Ebd., S. 106.

**37** | Ebd., S. 70.

**38** | Ebd., S. 71.

arbeitet.<sup>39</sup> Die Form des aufklärerischen Perspektivismus wird zur reinen Form der Inhumanität. Gemessen an der unendlichen Varianz der Leidenerfahrung und Traumatisierung gewinnt in diesem Text jeder Mörder seine Rechtfertigung und jede Position ihre Legitimität aus der Illegitimität dessen, wogegen sie sich formiert. »Der Feind ist unsere eigene Frage als Gestalt«<sup>40</sup> wird Carl Schmitt in seiner *Theorie des Partisanen* schreiben. Gelesen aus dem Kontext des Perspektivismus des aufklärerischen Romans ist dies auch eine genaue Beschreibung der ästhetischen Form von Tiecks *Aufuhr in den Cevennen*. Denn es ist die Auffaltung in die Perspektiven und deren dann folgende narrativ durchgeführte Identifizierung, die im *Romantext die Partisanenstrategie als Formkalkül* wiederholt.

In der im Schlussteil berichteten Lebensgeschichte Watelets wird erzählt, dass wesentliche Handlungsträger des Romans eine gemeinsame Vorgeschichte haben. So konkurrierten Beauvais und Lacoste nicht nur um dieselbe Frau,<sup>41</sup> der unterlegene Lacoste wurde vielmehr in einer religiös motivierten Geste der Intoleranz aus dem gemeinsamen Freundeskreis verstoßen.<sup>42</sup> Es zeigt sich, dass die spätere Gegenüberstellung des gewalttätigen Lacoste und des milden Beauvais auf eine Ursprungsszene zurückgeht, in der Beauvais seinerseits in eine Schuld gegen Lacoste verstrickt ist. Die narrativ aufgefaltete Genese einer zunächst evidenten semantischen Opposition unterläuft eben diese durch eine dazu querstehende Opposition. Im Ergebnis sieht der Leser plötzlich den bislang positiv gewerteten Beauvais als in den Schuldzusammenhang verstrickt und den Täter Lacoste entsprechend als Opfer. Der Roman erzeugt derartige Perspektivenwechsel systematisch. Am Ende bleibt in dem Blutbad, das der Roman bereitet, keine Person übrig, die nicht verstrickt und schuldig wäre.

Tiecks Perspektivismus inszeniert den Partisanenkampf poetologisch mit den formästhetischen Mitteln der Aufklärung. Denn es ist genau derjenige Perspektivismus, der in Wielands *Aristipp* die ironisch verflüssigten Weltanschauungen der urbanen Gesprächskultur übergibt, welcher in Tiecks *Aufuhr* zur Verstrickung der Schuldzusammenhänge in Gewaltverhältnisse führt.

Möchte man die These, dass der Partisanenkampf die formästhetischen Gegebenheiten des aufklärerischen Romans beerbt, auf dem Feld der militärischen Strategien selbst durchführen, so ist zunächst an die vier Kriterien, die Carl Schmitt dem Partisanen zuschreibt, zu erinnern: »Irregularität, gesteigerte Mobilität, Intensität des politischen Engage-

**39** | Carl Schmitt verhandelt die Unterscheidung von Freund und Feind als Wurzel des Politischen. Die Außerkraftsetzung dieser Unterscheidung im politischen Raum durch Radikalisierung führt zum »Krieg der absoluten Feindschaft«, der »keine Hegung kennt« (Schmitt: *Partisan*, S. 56).

**40** | Ebd., S. 87.

**41** | Tieck: *Aufuhr*, S. 179ff.

**42** | Ebd., S. 182f.

ments und tellurischer Charakter.«<sup>43</sup> Seguiet, einer der großen wilden Männer, hat die Strategie des Partisanenkampfes entwickelt,<sup>44</sup> nach der die Aufständischen die von Schluchten durchzogene Landschaft der Cevennen ausnutzen, aus der Deckung des Waldes und von oben herab angreifen, während sie dabei Psalmen singen.<sup>45</sup> Die regulären Truppen sind den herab geworfenen Steinen, den ungeordneten Angriffen und der elementaren, durch Natur und Wetterumstände – Angriffe erfolgen nachts und bei Regen –, sowie den durch die religiöse Inbrunst des Gesanges verstärkten Attacken schutzlos, in panischem Schrecken ausgeliefert. Die mit einer Partisanenstrategie Kämpfenden nutzen also die Landschaft als Medium und Verbündeten des Krieges: »das Gebirge steht den Rebellen bei.«<sup>46</sup> Insofern handelt es sich um einen an konkrete Erde gebundenen Krieg (tellurischer Charakter) – einen »kleinen Krieg«<sup>47</sup> –, der aber durch seine Intensität des Engagements »selbst Weiber und Kinder nicht verschont«<sup>48</sup> und deshalb eine »schlechte Art, den Krieg zu führen«<sup>49</sup> ist, eine irreguläre Art. Da es sich hier nicht allein um einen Bürgerkrieg, sondern zusätzlich um einen religiösen Konflikt handelt, wird die Gewalt mit der religiösen Ekstase verbunden; es fällt der Begriff des »heiligen Krieges«.<sup>50</sup> In erstaunlicher Präzision benennt Tiecks Text die Konvergenz zu den Kategorien von Schmitts Partisanentheorie.

Der Partisanenkampf schreibt sich in die Poetologie des Romans ein. Denn der Text, der an der Oberfläche eine relativ geordnete Narration der Kriegseignisse aus den verschiedenen Perspektiven der Parteien darbietet, unterwandert diese Ordnung gerade durch den Perspektivismus. Man könnte sagen, dass das Erzählen selbst irregulär und gesteigert mobil wird. Denn systematisch werden die Charaktere unterwandert. Jeder Mörder war, wie sich herausstellt, Opfer; jedes Opfer ist darauf angelegt, Mörder zu werden; jede Gewalttat ist Reaktion und Aktion zugleich. Die vielen Ortswechsel und vor allem die Glücksumschwünge in den Kampfszenen erzeugen eine Mobilität, die freilich zugleich in einen seltsamen Stillstand mündet, weil am Ende jeder Ort immer wieder derselbe ist. Sei es in der Ebene oder in der Stadt (Nîmes), sei es in den Schluchten oder in den karstigen Hochebenen des Gebirges, immer wird dieselbe Struktur erörtert, in der Kampf und Gewalt Reaktion und Aktion zugleich sind. Der Roman erzählt im hochmobilen Ereignisraum des Kämpfens ein Stillstehen seiner Semantik, als wäre er an die Erde seines Territoriums, die in diesem kleinen Krieg schon ununterschieden das Blut aller Parteien

**43** | Schmitt: Partisan, S. 28 u.ö.

**44** | Tieck: Aufruhr, S. 107.

**45** | Vgl. die folgenden Textstellen zur Kriegsführung: ebd., S. 37, 66, 67f., 69 u. 107.

**46** | Ebd., S. 58.

**47** | Ebd.

**48** | Ebd.

**49** | Ebd.

**50** | Ebd., S. 92.

trägt, ausweglos gefesselt. Arbeitet bei Wieland der Perspektivismus die humanisierende Relativierung der Weltanschauungen heraus, so führt er bei Tieck in die Aporie der sich gegenseitig delegitimierenden *Legitimationen*. Es sind gerade die in den Roman eingestreuten Lebensgeschichten der Hauptakteure, die formtheoretisch Wielands Briefpoetik ähneln, welche de facto eine Art von Partisanenliteratur hervorbringen. Indem der Schäfer und spätere Bäcker zum Partisanenführer wird,<sup>51</sup> gerade gebrandschatzte Flüchtlinge<sup>52</sup> in ein kollektives Rachedelirium verfallen,<sup>53</sup> Edmund vom Katholiken zum Erleuchteten wechselt, Kinder Propheten und Soldaten zugleich werden, ein Abt in seinen Kerkern foltern lässt<sup>54</sup> und ein einfacher Bergbauer Chirurg ist,<sup>55</sup> wird die gesellschaftliche Enzyklopädie der Unterscheidungen systematisch unterlaufen, die Akteure versammeln in sich die gegensätzlichsten Eigenschaften.

Nichts anderes berichtet Wielands Erzählmodell, betrachtet man es rein formell, nämlich gattungsgeschichtlich, als den Perspektivismus des Romans. Tiecks Text aber meint es Ernst mit der Erfüllung und zugleich Liquidierung von Wielands Aufklärung, indem er die Gattung in eine ihrer Extreme führt. Neben den Optionen einer temperierten Urbanität (Wieland), einer ironischen (Frühromantik) oder einer humoristischen und karnevalesken Vielstimmigkeit (Jean Paul) wird bei Tieck die Radikalisierung des Perspektivismus der Gattung in die semantischen Aporien des Partisanenkrieges geführt. Man kann vielleicht sagen, dass Tiecks Roman damit zu jenen Texten des 19. Jahrhunderts gehört, die nur noch an ihrer Oberfläche eine realistische Narration kennen, aber in ihrer Tiefenstruktur jene Auflösung der semantischen Stabilität betreiben, die in der Moderne zur Avantgarde führt, sobald die Bedingungen gegeben sind, Tiefenstrukturen als solche formulieren zu können.<sup>56</sup>

#### IV.

Der Erkenntniswert einer gattungsgeschichtlich orientierten Argumentation lässt sich sehr genau angeben. Man hätte Tiecks *Aufbruch in den Cevennen* auch ohne weiteren Aufwand sofort vor der Argumentationsfolie von Carl Schmitts *Theorie des Partisanen* lesen können. Die eigentliche Pointe der gattungsgeschichtlichen Bezugnahme besteht aber darin, das Erzählmodell von Tiecks Roman als direkte Fortsetzung eines der Kern-

51 | Cavalier, vgl. ebd., S. 115.

52 | Ebd., S. 98.

53 | Ebd., S. 99.

54 | Ebd., S. 106.

55 | Ebd., S. 143ff.

56 | Zu dem Modell, dass die Avantgarde als Befreiung der Tiefenstrukturen von den realistischen Konventionen des 19. Jahrhunderts zu deuten ist, vgl. Julia Kristeva: *Die Revolution der poetischen Sprache*. Frankfurt/Main 1978.

modelle des aufklärerischen Erzählens entdeckt zu haben. Bei Wieland wie bei Tieck werden Lebensgeschichten erzählt, indem bei beiden Autoren eine typologische Recherche von Lebensoptionen formiert wird. Beide Romane inszenieren sich als multiperspektivisches Gespräch, einerseits im Briefroman, andererseits bei Tieck in den immer wieder eingeschalteten Gesprächssituationen, die den größten Teil des Textes einnehmen.

Die Verhandlung des Politischen ist Zentrum beider Texte, und beide Texte führen dies in Aporien. Wieland bietet kein politisches Modell, vielmehr unterbietet er es durch eine stoizistische Temperierung der anthropologischen Disposition. Tieck überbietet das Politische, indem er den Bürgerkrieg totalitär werden und die Ordnungsmächte scheitern lässt. In diesem Sinne ist der *Aufruhr in den Cevennen*, gelesen vor der Folie Wielands, eine Exaltation des Anthropologischen im selben Formapriori. Indem aber beide Texte formell dasselbe Erzählmodell benutzen, zeigt sich, dass ihre absolute Gegensätzlichkeit zugleich ihre absolute Konvergenz beschreibt. Wielands Roman muss das schlechthin Inkompatible, das Irreversible, den Tod und die Traumatisierung ausklammern, um im ironischen Kaltsinn die Option für jene Kultiviertheit zu gewinnen, hinter deren Oberfläche ein anderer, dunkler Text verborgen bleiben kann. Tiecks Roman erzählt genau diesen dunklen Text, die *Absolutsetzung des Perspektivismus zur radikalen Aufspaltung der Unterschiede in die Inhumanität*, in der die eine Traumatisierung ihr Recht im heiligen Krieg findet, während die andere genau gegenteilig den Begriff der Toleranz zu leben versucht.

Es ist diese Bezugnahme der gegensätzlichsten Schlussfolgerungen aus einem formell identischen Gattungsmodell heraus, welche hier Erkenntnis erzeugt. Gattungstheoretisch informierte Formgeschichte ist in diesem Sinne einerseits als sedimentierte Gesellschaftsgeschichte lesbar – in diesem Fall: als ein Kapitel in der Dialektik der Aufklärung –, andererseits aber zugleich *als deren Reflexion*. Denn der ästhetische Zusammenhang ist mehr als nur der Ausdruck gesellschaftlicher Modelle des Zusammenhangs, er ist deren Reflexion und der formierte Einspruch gegen den Zustand der Welt. Gattungen als Modelle des Handelns, narrative Strukturen als Handlungsablauftypen, Genre gesetze als durchgebildetes Set von Regeln und Verfahrensweisen haben in ihrer Loslösung von der Normpoetik immer auch das Potential, die Idee einer anderen Ordnung zu formulieren. Der Perspektivismus der Gattung, der ab dem 18. Jahrhundert zu einem begleitenden Moment der ästhetischen Reflexion moderner Kunst wird, gewinnt die Möglichkeit, in der Immanenz der Gattung zugleich den Widerspruch zu ihren impliziten Regularitäten einzulegen.

Ist der in den Texten implizite Perspektivismus der Gattung das Medium der ästhetischen Reflexion, dann ergibt sich, wie angedeutet, eine aufschlussreiche Umkehrung. Tiecks Roman würde einer diskursanalytischen Exegese als Text zu gelten haben, der von den Regularitäten des Partisanenkampfes *gesteuert wird*. Für eine gattungs- und formtheoretisch informierte Lektüre ist er aber ein Text, der die systemi-

schen Zusammenhänge des Partisanenkampfes *reflektiert*. Diese Differenz zwischen *Gesteuertwerden durch Diskurse* und *reflektierender Bezugnahme auf Diskurse* ist der wesentliche Unterschied. Ohne das Reflexionsmedium der Gattung würde in diesem Fall die Literaturwissenschaft ihr Potential der ästhetischen Reflexion preisgeben und auf Diskursanalyse regredieren. Strukturell gesehen, ist die ästhetische Reflexion *klüger* als die Systeme, die in den Texten die speziellen Semantiken, Verlaufsschemata und Szenographien zu verantworten haben.<sup>57</sup> Tiecks *Aufbruch in den Cevennen* ist nicht nur ein Partisanentext, welcher das Ensemble strategischer Verfahren durchführt, welches Carl Schmitt zum Gegenstand seiner *Theorie des Partisanen* machte. Indem Tieck strukturell die Diskursform des Aufklärungsromans aufnimmt und dessen Perspektivismus als Medium der ästhetischen Reflexion ausnutzt, wird der Partisanenkampf als eine Schlussfolgerung aus jener Äquidistanz der Gründe lesbar, die für Wieland in Toleranz und Humanität, bei Tieck aber in die tödliche Ununterscheidbarkeit der Positionen mündet.

## V.

Dass Tiecks Partisanenpoetik eine verkehrte Konsequenz aus der ironischen Nivellierung ist, welche die Wieland'sche Aufklärung exemplarisch betreibt, wird an den beiden Stellen des Textes evident, an denen Tieck die religionskritischen Argumente Lessings zum Gegenstand der Debatte macht. Hier bricht der Inhalt der Aufklärung durch die perspektivisch verquer zitierte Form des Diskurses durch. Das Ethos der Aufklärung zeigt sich als solches und damit zeigt sich zugleich, dass Tiecks Partisanenpoetik in der Tat die radikale Verlängerung der Aufklärung ist.

Im zweiten Teil des Fragment gebliebenen Romans trifft Edmund nach all seinen religiösen Verwirrungen auf den alten katholischen Pries-

---

**57** | Dass die Texte durch ihre ästhetische Reflexion »klüger« wären, als die ihnen prozedierenden Diskurse es sind, ist nur nebenher ein ästhetisches Urteil. Wichtiger ist, den epistemologischen Gehalt dieses Klügerseins zu verstehen. Weil die Einheiten des Ästhetischen keiner subsumptiven Logik folgen – im Gegensatz zum Machtapriori des Diskurses, welcher subsumieren muss –, bleiben sie in ihrer gegenseitigen Bestimmung zueinander frei. Erklärt man zum Beispiel eine Materialwahl aus formellen Verfahren, dann verhindert nichts, in anderer Hinsicht genau umgekehrt die Verfahren auf die Materialien zu beziehen. Die immanente ästhetische Bestimmung bleibt, weil sie sich nicht subsumptiv stillstellt, eine permanente und unabschließbare Bestimmungsarbeit, welche aus ihrer rekursiven Selbstanwendung heraus zu jeder Position eine weitere Beobachtung generieren kann. Diese ästhetische Freiheit sichert in jedem Moment die Möglichkeit, gegenüber einer Festlegung auf Diskursebene die ästhetische Reflexion in Anschlag zu bringen. Die Unhintergebarkeit des ästhetischen Bestimmungsspiels impliziert eine epistemologische Komplexität, die die Qualifikation des Klügerseins rechtfertigt.

ter Watelet, den Freund seines Vaters, und führt mit ihm, stellvertretend die den Roman eröffnende Auseinandersetzung über Religionsstreit fortsetzend, ein Gespräch über das religiöse Wunder, also über das, was bei den Aufständischen den Kern ihrer Legitimation bildet und was Lessing zum Gegenstand seiner Auseinandersetzung mit der lutheranischen Orthodoxie gemacht hat.

Watelet entwickelt das Theorem, dass gegenüber allen hervorstehenden Wundern die Alltäglichkeit das größere Wunder sei. Das Argument ist von erstaunlicher Radikalität – eben derjenigen Radikalität, die ihm bei Lessing schon anhaftete.<sup>58</sup> Watelet deutet das singuläre und ereignishafte Wunder als Durchbruch des sündigen Menschen in seinen vorsündigen Zustand. Damit erklärt er die Prophezeiungen und die Wundergaben der Partisanen. Tieck treibt keine billige Aufklärung, indem er Wunder als Sinnestäuschungen entlarvt oder leugnet; der Text geht davon aus, dass es Wunder gibt. Die eigentliche Kritik setzt mit dem impliziten Bezug auf Lessing viel radikaler daran an, dass das zugestandene Vorhandensein von Wundern die Frage ihrer Benutzung aufwirft. Selbst nämlich, wenn die Erleuchteten in den vorsündigen Zustand durchbrächen, würden sie, so Watelet, diese Wunder und Gaben doch wiederum menschlich, d.h. sündig benutzen und also aus Wundern irdische und korruptierte Werkzeuge machen.<sup>59</sup> Die Erleuchteten sollten aber in einen Zustand jenseits der Leidenschaft kommen.<sup>60</sup> Hier endlich baut der Text eine Gegenposition zu der irritierenden Tatsache auf, dass er bislang und auch weiterhin die Wundergaben nicht bezweifelt. Das Argument ist: Selbst wenn Wundergaben zugestanden sind, soll man sie nicht weltlich benutzen. Dieses Argument beeindruckt den religiösen Zweifler viel mehr, als wenn man die Wundergaben schlicht ableugnete. Das eigentliche Wunder ist also, wenn sich der Mensch neu umgestaltet,<sup>61</sup> also sein Herz erneuert, aber dies nicht anderen aufzwingt. Watelet deutet entsprechend die katholischen Riten liberal, d.h. als schöne Bilderwelt.<sup>62</sup>

Lessings Argument, das Tieck hier aufnimmt, hat zudem im Bedürfnis, Wunder haben zu wollen, einen doppelten Unglauben aufgespürt. Wer des Wunders bedürftig ist, muss implizit glauben, dass die Welt in

**58** | Tieck: *Aufbruch*, S. 164.

**59** | Lessing benutzt hier die Unterscheidung von Wunder versus Nachrichten von Wundern. Sein Argument, vorgetragen u.a. in der Schrift *Über den Beweis des Geistes und der Kraft* (1777), trennt das eigentliche Wunder von der Problematik seiner Bezeugung und Weitergabe. Letzteres kann immer nur den Status einer Geschichtswahrheit erlangen und unterliegt deshalb allen Zweifelsgründen des Überlieferungsgeschehens. In Tiecks Roman nimmt Watelet die analoge Unterscheidung in Anspruch, wenn er das Wunderereignis vom sozialen Gebrauch des Wunders trennt. Vgl. Lessing: *Werke*, Bd. 8, S. 11f.

**60** | Tieck: *Aufbruch*, S. 165.

**61** | *Ebd.*, S. 166.

**62** | *Ebd.*, S. 167.

ihrer Normalität kein Wunder sei. Somit würde der Wundergläubige nicht daran glauben, dass Gottes tägliches Geschäft, die Welt, so wie sie ist, zu erhalten, seinerseits bewundernswert wäre. Schlimmer noch, wenn das Wunder ganz offenkundig in die normale Weltordnung eingreift, unterstellt man Gott implizit, dass die Welt unvollkommen ist und er jeweils kurzfristige Korrekturen vorzunehmen habe. In diesem Sinne gibt das Wunder darüber Auskunft, dass Gott es nicht vermocht hat, eine Welt zu erschaffen, die ohne Reparaturnotwendigkeit zu funktionieren in der Lage wäre. Der Wundergläubige depotenziert letztendlich die Allmacht Gottes zu der Funktion eines unvollkommenen Demiurgen, während der Gläubige kein Wunder nötig hat und vielmehr das alltägliche Wunder, dass die Welt Bestand hat, als Beweis des Glaubens wertet.<sup>63</sup>

Der Begriff des Wunders führt also in eine mehrfache Aporie. Indem Tieck die im Text duplizierte Instanz des weisen Vaters aufbietet,<sup>64</sup> um dem jugendlichen Fanatiker eine Lessing'sche Aufklärung zuteil werden zu lassen, wird der eigentliche ontologische Kern der radikalen Religiosität und damit des Heiligen Krieges zumindest argumentativ zerstört. Tieck anthropologisiert das Wunder. Der Text gesteht die Möglichkeit zu, dass Menschen ihren sündigen Zustand transzendieren können, aber er verneint die Möglichkeit, dass dieses Ereignis sozial stabilisiert werden

**63** | Wirkmächtig trägt Lessing dieses Argument in der zweiten Szene des ersten Aktes von *Nathan der Weise* vor. Dort kuriert Nathan den Wunderglauben Rechas, der sie aus dem Feuer rettende Tempelherr wäre ein Engel. Vgl. Lessing: Werke, Bd. 2, S. 212–219 (insbes. V. 217ff.: »Der Wunder höchstes ist/ Daß uns die wahren, echten Wunder so/ Alltäglich werden können, werden sollen.«). In *Eine Duplik* (1778) trägt Lessing das Argument im Rahmen der polemischen Abhandlung vor: Wunder seien für die Gründungsphase des Christentums das pädagogisch richtige Mittel gewesen, aber für eine fortgeschrittene Religion muss der Bestand der Welt anders begründet sein, vgl. Lessing: Werke, Bd. 8, S. 40f.; vgl. auch: Die Erziehung des Menschengeschlechts, Lessing, Werke, Bd. 8, S. 489–510.

**64** | Tiecks Roman kennt eine systematische Struktur der aktantiellen Duplizierung. Es gibt die Gruppe der großen, bärtigen, trotz fortgeschrittenen Alters nahezu unbesiegbaren starken Krieger (Lacoste, Seguier), die Gruppe der weisen und milden Vatergestalten (Beauvais, Watelet), die Gruppe der jungen bartlosen Männer, die einen heiligen Kampf nahezu im Zustand eines reinen Seelenfriedens führen (Cavalier, Roland, Catinat), die Kinder und schließlich Figuren, die zwischen den Kriegsparteien wechseln (Edmund). Der Romantext verbindet diese Aktantengruppen, indem er durch die Vorgeschichten die bärtigen Schreckensmänner mit den milden Vätern so in einen Zusammenhang bringt, dass mitunter die Milden diejenigen sind, die die Verzweiflung der Mordenden verursacht haben. Derart unterwandert der Text seine aktantielle Gruppierung durch die Narration der Vorgeschichten. Es wird deutlich, dass letztlich immer dieselbe Geschichte erzählt wird, in der sich eine Position durch eine Gewalterfahrung in die Positionen von Milde versus Mord aufspaltet, diese Spaltung vervielfacht ins System der Spaltungen zurück gibt und dadurch ein Universum des Krieges erzeugt, in dem selbst die Milde nur das abstrakte Andere des Mordes ist.

könnte. – Somit ist es an dieser einen Position im Text doch eine genuin aufklärerische Gesprächskultur, die kurz die Möglichkeit aufscheinen lässt, einen Ausweg aus den geschlossenen Kreisläufen der Gewalt anzudeuten. Es ist, als würde an dieser Stelle Tiecks Roman nicht nur formal, sondern auch inhaltlich die Aufklärung Lessings und Wielands affirmieren. Und deshalb, infolge des Auftretens der Aufklärung selbst, kann man mit Recht behaupten, dass Tiecks Roman die Kontrafaktur der Aufklärung ist.

Dieser Durchbruch des aufklärerischen Positivbildes durch den negativ gewordenen Perspektivismus der Gattung ist aber wiederum eine Funktion der Formgeschichte. Bei Tieck folgt auf den diskursiven Ruhepunkt eines Gesprächs, das den argumentativen Ausweg aus dem Religionskrieg andeutet, das grausamste Gemetzel des Romans. Und die Schlusszene zeigt, wie der alte Watelet, erschöpft auf der Flucht, seine Jugendliebe wiederfindet und in der Glückseligkeit des Wiedersehens mit ihr zusammen stirbt. So scheidet der Diskursträger der Aufklärung aus dem Roman aus, der mit diesem Tod endet.

Der Roman schließt also mit einer instruktiven Sequenz: Zuerst das Durchbrechen der Aufklärung durch das negativ gewordene Formgesetz der vormals toleranten Äquidistanz der Gründe, sodann das Gemetzel als *in concreto* vollzogene Widerlegung der Aufklärung und schließlich das Sterben des Diskursträgers, dessen Erschöpfung die Wiederbegegnung mit der Jugendliebe nicht mehr erträgt. Liest man diese Sequenz als poetologische Reflexion, wird man sie als das Wissen des Textes davon, dass seine Partisanenpoetik die Konsequenz der Aufklärung ist, zu entziffern haben. In diesem Sinne ist die implizite Gattungsfolie das ästhetische Reflexionsmedium, durch das der Roman nicht nur als von einer Partisanenstrategie gesteuert erscheint, sondern als dessen souveräne Reflexion auftritt. Diese Reflexion ist aus den Formmomenten und ihrer inneren Konstellation heraus zu entziffern; sie steht nicht als Philosophem im Text. Aber es ist der Perspektivismus der Gattung, der einen Komplexitätsvorteil *in aestheticis* gegenüber den Systemen und Diskursen des Textes, sowie gegenüber seinen Repertoires und Handlungsplänen behauptet.

## LITERATUR

- Adorno, Theodor W.: Ästhetische Theorie. 5. Aufl. Frankfurt/Main 1981.
- Becker, F., U. Gerhard u. J. Link: »Moderne Kollektivsymbolik. Ein diskurstheoretisch orientierter Forschungsbericht mit Auswahlbibliographie (II)«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (IASL), 22 (1997), S. 70–154.
- Blanckenburg, Friedrich von: Versuch über den Roman. Leipzig 1774.
- Cölln, Jan: Philologie und Roman. Zu Wielands erzählerischer Rekonstruktion griechischer Antike im »Aristipp«. Göttingen 1996.
- Coseriu, Eugenio: Sprachkompetenz. Tübingen 1988.
- Drews, A., U. Gerhard u. J. Link: »Moderne Kollektivsymbolik. Eine diskurstheoretisch orientierte Einführung mit Auswahlbibliographie«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur (1985), 1. Sonderheft Forschungsreferate, S. 256–375.
- Foucault, Michel: Das Leben der infamen Menschen. Berlin 2001.
- Hempfer, Klaus W.: Gattungstheorie. München 1973.
- Kammler, Clemens, Rolf Parr u. Ulrich Johannes Schneider (Hg.): Foucault-Handbuch. Leben – Werk – Wirkung. Stuttgart, Weimar 2008.
- Kittler, Friedrich A.: Aufschreibesysteme 1800/1900. 4. Aufl. München 2003.
- Kittler, Wolf: Die Geburt des Partisanen aus dem Geist der Poesie. Heinrich von Kleist und die Strategie der Befreiungskriege. Freiburg i.Br. 1987.
- Klopstock, Friedrich: Gedanken über die Natur der Poesie. Hg. v. Winfried Menninghaus. Frankfurt/Main 1989.
- Kristeva, Julia: Die Revolution der poetischen Sprache. Frankfurt/Main 1978.
- Lessing, Gotthold Ephraim: Werke. Hg. v. Herbert G. Göpfert u.a. Band 1–8. München 1970–1979.
- Manger, Klaus: Klassizismus und Aufklärung. Das Beispiel des späten Wieland. Frankfurt/Main 1991.
- Menninghaus, Winfried: Unendliche Verdopplung. Die frühromantische Grundlegung der Kunsttheorie im Begriff absoluter Selbstreflexion. Frankfurt/Main 1987.
- Riedel, Wolfgang: »Anthropologie und Literatur in der deutschen Spätaufklärung«, in: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur, 6. Sonderheft (1994), S. 93–157.
- Schmitt, Carl: Theorie des Partisanen. 5. Aufl. Berlin 2002.
- Simon, Ralf: Das Gedächtnis der Interpretation. Gedächtnistheorie als Fundament für Hermeneutik, Ästhetik und Interpretation bei Johann Gottfried Herder. Hamburg 1998.
- Stingelin, Martin: »Nachwort. Foucault-Lektüren. Die Literatur im Denkraum der drei Dimensionen Wissen, Macht und Selbstverhältnis«, in: Michel Foucault: Schriften zur Literatur. Hg. v. Daniel Defert u. François Ewald. Frankfurt/Main 2003, S. 371–400.

- Szondi, Peter: Poetik und Geschichtsphilosophie II. Von der normativen zur spekulativen Gattungspoetik. Schellings Gattungspoetik. Frankfurt/Main 1974.
- Tieck, Ludwig: Der Aufruhr in den Cevennen. In: ders.: Romane, Werke in vier Bänden. Hg. v. Marianne Thalmann. München 1966, Bd. 4.
- Wieland, Christoph Martin: Aristipp und einige seiner Zeitgenossen. Hg. v. Klaus Manger. München 1988.